



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Seiligenbell Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Lutherwort zum fünften Gebot.

Hier lerne erstlich, daß Gott von mir haben will, ich solle meinen Nächsten lieben, also, daß ich ihm kein Leid soll tun an seinem Leibe, weder mit Worten noch mit Werken, nicht durch Zorn, Ungeduld, Neid, Haß oder einige Bosheit mich an ihm rächen oder Schaden tun, sondern soll wissen, daß ich schuldig bin, ihm zu helfen und raten in all seinen Leibesnöthen. Denn er hat mir mit diesem Gebot meines Nächsten Leib zu bewahren befohlen, meinen Leib zu bewahren. Und wie Sirach spricht: er hat unser Jeglichem seinen Nächsten befohlen.

Luther an seinen Barbier Peter.

Es muß ein Menschenherz wohl etwas Großes sein;
Gott, Teufel, Welt und Fleisch und Alles will hinein;
Ermähle, weil du kannst, dir doch den besten Gast;
Gast du den Herrn gewählt, so halte, was du hast!

Gerhard Tersteegen.

Gib mir Augen, Herr, die sehen,
Augen, die an's Licht gewöhnt;
laß mich nicht vorübergehen
achtlos, wo dein Feuer brennt.

Schreck mich aus den satten Träumen
um das kleine Erdenglück;
laß mich nie, o Herr, veräumen
je den heiligen Augenblick,

da die treuen Heilands Hände
brennend heiß nach mir gesucht,
daß mein armes Herze fände
köstlich reiche Himmelsfrucht.

Wolke.

Unser Selbstmord.

2. Moj. 20, 13: „Du sollst nicht töten.“

Niemand denkt bei diesem Gebot an sich selber. Niemand von uns glaubt, daß er der ist, der nicht zum Mörder werden soll. Und doch hat Jesus selbst den Frömmsten für fähig gehalten, ein Mörder zu werden. Kannte er doch einmal selbst den Tempel, also die Stätte, wo die Frommen aus- und eingehen, eine Mördergrube.

Wir schütteln darüber den Kopf. Wir sind doch keine Totschläger. Aber ist es nicht immer so, wenn dieses Gebot (besonders in der Auslegung, die Jesus ihm in der Bergpredigt gegeben hat) uns angriff, daß wir dann abwehren? „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten, wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig, wer aber zu seinem

Bruder sagt „Nacha“, der ist des Rats schuldig, wer aber sagt „Du Narr“, der ist des höllischen Feuers schuldig.“ Das darf nicht wahr sein, deshalb kommen wir mit Fragen: Ja, wie ist es denn mit dem Töten im Kriege, ja wie ist es denn mit der Todesstrafe, und wie die Fragen alle heißen.

Gewiß gehören diese Fragen mit zu den Gedanken, die einem kommen, wenn man dieses Gebot auf sich wirken läßt. Aber hast du nicht auch den Eindruck, diesen Gedanken alle in nachgehen, heißt die Pfeilspitze, die das Gebot auf unser Herz richtet, beiseite schlagen. Jesus hat dieses Gebot viel persönlicher gefaßt als wir es wahrhaben wollen.

Er faßt jeden von uns an den Arm und spricht: wenn du hassest, dann bist du schon ein Mörder. Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger. — Unter den Menschen, die diese Worte lesen, sind sicher solche, die in Unfrieden leben mit Bruder und Schwester, mit Freunden und Nachbarn. Uns allen ruft Jesus zu: Werdet nicht zum Mörder an dem Kostbarsten, was die Menschheit besitzt, an der Gemeinschaft der Menschen. — Ich weiß, es ist nicht leicht, den, mit dem ich im Hause oder in der Arbeit im Streit zusammenlebe, bei seiner oft so selbstsüchtigen, launenhaften und neidischen Art meinen Bruder zu nennen. Oft treibt der andere es soweit, daß die Hand, die sich zum Verzeihen schon ausgereckt hat, sich zusammenkrampft zur Faust und man nicht anders kann als sagen: ich kann nicht mehr mit dir im Frieden leben. Hier hinein ruft Jesus: „werdet nicht zu Mörder“. Ihr mordet ja nicht nur euer Verhältnis zum Bruder, sondern ihr tötet auch euer Leben mit Gott. Denn Gott kann man nur im Bruder lieben. Daß du vom Tode zum Leben gekommen bist, merkst du allein daran, daß du die Brüder liebst.

Aber nicht nur im Bruder steht etwas auf und schreit uns an: du mordest mich, du schlägst mich nieder. Nein, Tag um Tag wirst du je auch zum Mörder an dir selber. Wir wollen nicht reden von den Menschen, die durch anhaltende Sünde alles, was an Edlem und Reinem in ihnen lebt, in sich verwüsten und erschlagen, nein, wir denken mehr an die unter uns, die in schwerer Arbeit verklavt sind, die sich so durch ihr Erwerbsleben haben fangen lassen, daß sie feilisch abgestumpft sind, daß ihre Seele sich in Todesqualen windet, weil sie die Kette nicht mehr lösen wird, an die sie geschmiedet ist. Ach, wie viele unter uns, die Tag für Tag raffen und schaffen, haben überhaupt schon das Vermögen verloren, die Blöße ihrer hungernden und frierenden Seele zu sehen.

Daneben treten die unter uns, die sich mit einem Scheinglück begnügen. Der Mund muß lachen, auch wenn die Seele kalt bleibt. Das Auge muß glänzen, wenn das Herz auch blutet. Mörder an der eigenen Seele!

Brüder, grabt im Schutt eures Lebens nach eurer verlorengegangenen, hungernden Seele.

Du sollst nicht töten, heißt: du sollst dein inneres Leben nicht an den Galgen bringen.

Doch das alles hängt damit zusammen, daß wir ständig noch einen andern Mord begehen. Täglich begegnet uns der lebendige Heiland. Täglich werden in unser aller Leben Kreuze aufgerichtet, an denen er sein Leben lassen muß. Wir ersticken immer seine Stimme. Es gibt Menschen, die sich ihr Leben lang gegen ihn wehren. Der Widerstand gegen ihn wird für viele auch durch ihr Christentum nicht gebrochen.

Aber auch in den letzten Schlupfwinkel hinein kommt Christus nach. Auch für dich und mich kommt die Ershütterung, daß wir mit dem Ersticken seiner Stimme, mit dem Töten seines Rufens nicht weiterkommen. Jesus hat durch sein Sterben alle menschlichen Stellungen und Sicherungen, in denen wir uns verstecken können, sturmreif gemacht. Er wird auch über dich Herr werden. Er wird dich vom Tode zum Leben bringen.

W e b e r.

Der Joggeli.

Nachd. verb. von Wilhelm Sped.

3. Fortsetzung.

Sie waren jedoch nicht zufriedengestellt. Die Uhr hatte nur die halbe Stunde geschlagen, sie wollten mehr hören. Jochen mußte ihnen nachgeben.

Da man nun erst geraume Zeit zu warten hatte, holte er, um die Kinder in der Zwischenzeit zu beschäftigen, allerlei Merkwürdigkeiten von früher hervor und erzählte, während er sie vorzeigte, was er darüber einstmals zu seinen Kindern gesagt hatte.

Da war zuerst ein Fernglas. Man konnte aber damit nicht in die Welt hinaussehen, sondern hatte glitzernde Steine vor sich, die, wenn man das Rohr bewegte, durcheinanderstürzten und immer neue Herrlichkeiten offenbarten. So hat es wohl dem Marienkind vor den Augen gesunkelt, als es zwischen den Sternen im Himmel saß und die Englein mit ihm spielten.

Dann war da ein Kompaß mit einer zitternden Nadel, die den Weg über die ganze Erde hin zeigte. Hätte er gewußt, seine Anna führe nach Amerika, so hätte sie den Kompaß mitnehmen müssen, vielleicht wäre sie dann zurückgekommen und noch manches andere.

Zuletzt hielt er gedankenvoll ein Stück rostigen Drahtes in den Händen, das er vor vielen Jahren auf der Wiese des Frauhollenteiches gefunden hatte. Seinen Kindern hatte er damals erzählt, es gehöre zu dem Glockenzug, mit dem man einstmals die Frau Holle in ihrem unterirdischen Schlosse angerufen habe, und sie hatten es scheu, aber mit unstillbarer Neugierde wieder und wieder betrachtet. Jetzt, nach vielen Jahren, wo er es wieder einmal in der Hand hielt, war ihm plötzlich, als hätte er damals nicht gefabelt, sondern die Wahrheit gesagt, ja der Glockenzug sei gar nicht abgebrochen, sondern führe unsichtbar weiter, und jetzt rühre er mit seiner Hand an das Tor einer untergegangenen Welt und wecke sie auf. Ihn deuchte, er höre es klingen.

Es klang auch, es war jedoch die Uhr, die die volle Stunde verkündigte.

„Nun geht nach Haus, ihr Kinderchen,“ sagte Jochen bewegt. „Ihr habt nun genug erlebt, ein andermal erzähle ich euch mehr.“

Nun war sein Stern aufgegangen und schimmerte in mildem, sanftem Glanze über dem Dorfe, aller Augen auf sich ziehend. Sein Haus, das solange beiseite gestanden hatte, rückte mitten ins Dorf hinein, und der Nußbaum bekam viel zu sehen und zu hören. Jochen mußte Rat erteilen, wenn irgend eine Uhr verjagte, später auch in anderen Angelegenheiten. Vor allem aber wurde ihm das heranwachsende Geschlecht herzlich zugetan und sammelte sich um ihn wie unter einer alten Dorflinde, in deren Schatten es sich wohligh sitzen und schön erzählen läßt.

Damals lasen die Leute ein Buch von Jeremias Gott-helf, worin einer namens Joggeli vorkam, eigentlich ein übler, hinterlistiger und verzwickter Mensch, das gerade Gegenteil von Jochen, in dessen Herz man wie in einen tiefen, klaren Brunnen hineinsehen konnte. Dennoch rief ihn plötzlich jemand Joggeli, und bald tat es das ganze Dorf.

Er stuzte zuerst über den neuen Namen, sein feines Ohr verstand aber schnell, was er zu bedeuten hatte. Wohl klang in dem fremden Namen etwas Neckerei mit und etwas Unüberlegtes, noch mehr aber doch Freundliches und Gutes. Wer ihn so anrief, wollte zugleich nach seiner Hand greifen und sie warm halten. Das tat ihm wohl, sein altes Herz ermunterte sich in allen seinen Tiefen und breitete sich wie das Licht nach allen Seiten aus, und er selber wandelte wieder wie seine alte Uhr mit der Zeit und in der Zeit.

Einen lauten Ton brachte er freilich noch immer nicht aus sich heraus, aber weiter ging er, still und leise.

So waren ein paar Jahre vergangen, als wieder etwas Neues über ihn kam.

Bei seiner Heimkehr aus dem Walde, in dem er nun wieder arbeitete, hörte er schon unten im Dorfe, es sei für ihn ein Brief gekommen von weither, der Bote sage aus Amerika. Wie er damals nach Haus gekommen war, ist ihm nie deutlich geworden. Er meinte immer, er sei nicht vom Fleck gekommen; die anderen behaupteten, er sei geflogen.

Vor seinem Haus erwartete ihn schon das Lenchen mit dem Brief, und nun konnte er den Türschlüssel nicht finden, und als er ihn hatte, vermochte er ihn nicht in das Schloß zu stecken, das Lenchen mußte ihm helfen. Drinnen war das Feuerzeug verlegt, dann wollte die Lampe nicht brennen, und als endlich Licht war, konnte er die Augen nicht gebrauchen. Es dauerte eine Ewigkeit, bis er den Brief gelesen und begriffen hatte, und da er nun aufstehen wollte, waren ihm die Füße abgestorben und der Körper gelähmt.

Auf einmal aber faßte es ihn und hob ihn mit Gewalt in die Höhe, rüttelte und schüttelte hin, als sei ihm eine neue Feder eingesetzt worden, eine viel zu starke, er konnte nicht mehr gehen, er mußte springen. In einem Nu war er im Nachbarhaus, dann im folgenden, und weiter lief er und weiter.

Überall aber erzählte er, seine Tochter lebe, und es ginge ihr gut. Sie habe solange geschwiegen, weil sie ihren Eltern das Herz nicht schwer hätte machen wollen mit ihrer Not. Jetzt sei sie verheiratet, habe Kinder, ihr Mann sei ganz aus der Nachbarschaft von Duttenbach, nämlich von Gehlhäusen. So habe sie geschrieben. O, ihr Leute, rief der Joggeli ganz außer sich, was muß das für ein Land sein, das Amerika; Gehlhäusen liegt ein gutes Ende entfernt von uns, ich traue mich nicht zu sagen, wieviel Meilen. Und das nennen sie drüben noch Nachbarschaft. Geld wollen sie mir auch senden. Es wäre nicht nötig, ist mir aber doch lieb, da ich daraus ersehe, daß es ihnen gut geht.

Als er heimkam, war es schon tiefe Nacht, nur die Sterne flimmerten so hell über ihm, als wäre auch am Himmel Festtag. Ihr Lichterchen, rief er hinauf, wüßtet ihr, wie es in mir brennt! Ich habe ja mein Leben wiedergefunden. Ach, Magdalene, wenn du das noch miterlebt hättest! Du schläfst in Frieden. Ich aber werde diese Nacht kein Auge zutun.

Raum hatte er sich jedoch niedergelegt, so hielt draußen vor der Tür ein goldener Wagen mit kristallinen Fenstern, und der Joggeli setzte sich hinein und fuhr nach Amerika. Das tat er fortan in jeder Nacht und war am anderen Morgen doch nicht müde, sondern ging, wohl ausgeruht, mit hellen Augen und das Herz voller Morgenrot an seine Arbeit.

Er hatte jetzt fortwährend Briefe zu schreiben, denn es gab unendlich viel zu erzählen und zu erfragen. Was er aber ersuhr, mußte er weiter berichten, und der Joggeli erwärmte in seinen alten Tagen in den Gassen herum wie der Vollmond, wenn der Flieder duftet und die Nachtigall flötet.

Nicht lange, so begann eine neue Melodie, die er, halb erschrocken, halb in einen Freudenrausch versinkend, vernahm: er sollte zu seinen Kindern kommen und bei ihnen wohnen.

Du wirst doch nicht, Joggeli! riefen ihm die Leute entgegen, und obwohl er sich ebenso zugerufen hatte, fragte er dennoch mit unternehmendem Gesicht: Warum denn nicht? Doch fügte er vorsichtig hinzu, er müsse sich freilich die Sache reiflich überlegen.

Das sprach sich herum, drang auch über die Gemarkung hinaus und hatte zur Folge, daß ihn ein Versicherungsagent aufsuchte, der ihm allerlei schöne Dinge erzählte und ihm auch ein Paß Schriften zur weiteren Belehrung zurückließ. Das war gerade das, was dem Joggeli noch gefehlt hatte; er studierte die Schriften, bis er sie auswendig kannte und noch mehr wußte, als darin geschrieben stand. Wer hinfort nach Amerika reisen wollte, hatte es leicht, der Joggeli konnte ihn unterrichten. Einmal kam auch ein Knecht aus einem Nachbar-dorfe, der im Vaterlande nicht gedeihen konnte und es gern bequemer haben wollte. Der empfing auch so schön Bescheid, daß ihm die Augen vor Freuden übergingen und er Joggelis Lob in allen Tonarten sang.

Inzwischen erörterten die Amerikaner Joggelis eigene Auswanderung immer ausführlicher, und obwohl es ihm damit ebensowenig Ernst war als etwa mit dem Plane, einen Luftballon zu besteigen und darin in der Sommerluft herumzukutschieren, so wollte er ihnen doch die Freude nicht verderben, sondern meinte, man könne, wenn es bedencklich würde, noch immer Halt blasen. Aber eines Tages schrieb ihm seine Tochter, nun habe sie das Heimweh gefaßt, sie werde selbst hinüberkommen und den Vater mitnehmen.

Der Joggeli fuhr zusammen, die Freude war aber doch größer als der Schrecken. Und als er seine Tochter von der Bahn abgeholt hatte, wandelte er, noch etwas besangen zwar, aber glücklich, wie ein Kind mit einem Kringel in der Hand, an der Seite der stattlichen, vornehmen Frau, die doch sein Kind war und ihm zärtlich begegnete, und noch ehe sie miteinander das Dorf erreichten, war alles Fremde verloren und der Zwischenraum der Jahre übersprungen.

Es kam aber doch anders, als er es sich in Gedanken ausgemalt hatte. Das ganze Dorf hatte sich auf den amerikanischen Besuch eingerichtet, und Joggeli hatte, um nur jedem die nötige Ehre anzutun, wie ein großer Herr die einzelnen Tage im voraus vergeben müssen. Seine Tochter verpürte jedoch keine Neigung, in den Häusern herumzusitzen und sich aufstafeln zu lassen, sondern machte es so kurz wie möglich ab, indem sie erklärte, die Leute seien ihr vollkommen fremd geworden, und sie sei auch nicht aus Sehnsucht zu ihnen, sondern aus Heimweh nach dem Vater zurückgekommen.

Joggeli war darüber etwas verstimmt und fragte, warum sie denn bei solchem Heimweh so lange mit einer Nachricht gewartet hätte.

Ach, Vater, antwortete sie ihm. Mir ist es lange Zeit so schlimm ergangen, daß ich nur an mich zu denken vermochte, und in den harten Zeiten ist auch mein Gemüt hart geworden. Erst als ich zur Ruhe kam, brach die Rinde über dem Herzen und wie ich dann deine Stimme wieder in mir hörte, so gut und freundlich wie vor vielen Jahren, fiel sie vollends von ihm ab, und das alte Herz und die alte Liebe brachen mit Gewalt hervor.

Gegen die Auswanderung hatte sich Joggeli längst mit Gründen ausgerüstet: Er danke es ihnen, daß sie ihn pflegen und hegen wollten, aber er bedürfe es nicht, er fühle sich ganz wohl, brauche es nicht besser und möchte ihnen nicht zur Last fallen. Außerdem sei er schon alt und schwer in einen anderen Boden zu verpflanzen. Sie sollten sich feinetwegen keine Sorge machen.

Die Tochter griff die Sache aber von einer anderen Seite her an. Sie sagte ihm, sie wisse recht wohl, daß er ihrer aller nicht bedürfe, sie aber bedürften seiner. Ihre Kinder seien brav und lieb, sie meine aber, es würde ihnen sonderlich gut sein, wenn sie des Großvaters Einfluß verspürten. Sie selbst habe immer deutlicher erkannt, daß sie das Beste, was an ihr sei, ihrem Vater zu verdanken habe, und seine Stimme habe sie immer in sich nachklingen hören. Sie habe auch versucht, mit ihren Kindern in der Weise zu reden, wie es ihr Vater mit ihr getan habe, sie bringe es aber nicht recht zusammen. Daher müsse er ihr nun helfen, aus seinen Enkeln echte und rechte Menschen zu machen. Die Kleinsten sprächen schon mit Sehnsucht von der Zeit, wo sie dem Großvater im Schoß sitzen würden.

Das war ein Ton, bei dem der Joggeli das Ohr spitzte, und der ihm das Herz aufspringen machte.

Ja, wenn man ihn nötig hatte, dann bekam die Sache

freilich ein anderes Gesicht, dann durfte er sich ja nicht verjagen.

Nun war er bald Feuer und Flamme, bot sein Haus mit allem, was dazu gehörte, zum Verkauf aus und unternahm es, während seine Tochter zu ihres Mannes Verwandten nach Gelnhausen fuhr, die Angelegenheit zum Abschluß zu führen. Er förderte sie auch so weit, daß man nur noch zu unterschreiben brauchte. Dann schlug er jählings um, und seine Tochter fand ihn bei seiner Rückkehr als ein Häuflein Unglück vor, in seinem innersten Herzen mit sich zentweit, da der halbe Joggeli durchaus in die Welt hinausbegehrte, die andere Hälfte von ihm aber klagte und stöhnte und sich verzweiflungsvoll an sein Häuschen anklammerte.

Die Tochter mußte lachen, als sie seine Not gewahrte, strich ihm beruhigend über sein verwirrtes weißes Haar und den heißen Kopf und sagte: Aber Vater, es zwingt dich ja niemand, zu verkaufen. Es ist meine eigene Meinung, du lässest hier alles beim alten, fährst vorerst mit mir hinüber und entschließe dich erst, sobald es dir richtig scheint.

Nun war der Joggeli wieder ganz, lief umher und sagte ein über das andere Mal Lebewohl. Dem Leichen, das weinend zu ihm hinaufkam, versprach er, es solle mit seiner Mutter nachkommen, sobald er erst einmal drüben Bescheid wüßte. Seine Tochter hing dem Kinde dazu ein goldenes Kreuz an einer goldenen Kette um, das sie ihm in Gelnhausen gekauft hatte, worauf es sich die Augen trocknete und der Mutter seine neuen Aussichten verkündigte.

Dann kam die Stunde, wo Joggeli seinen zweiten Haus Schlüssel zum Aufheben für alle Fälle im Nachbarhaus ablieferte, den andern aber, an den er gewöhnt war, in die Tasche steckte. Und nun konnten sie Joggelis Fahne, die solange über dem Dorf geweht hatte, herunternehmen.

Fortsetzung folgt.

Selbstmord und der Christ.

Eine große Gelehrtenschule des alten Roms hat den Selbstmord verherrlicht, und mehrere ihrer großen Lehrer gingen durch den freiwilligen Hungertod aus dem Leben. Und in neuerer Zeit hat der bekante Christengegner Haefel den Selbstmord verherrlicht und ihn schwer Leidenden anempfohlen. Sagt er doch einmal: „Jeder gute Mensch, der wahre christliche Nächstenliebe besitzt, sollte dem hoffnungslos leidenden Bruder die ewige Ruhe und Befreiung vom Schmerz gönnen, die er durch freiwillige Selbsterlösung erreicht.“

Wenn man die überaus großen Zahlen der Selbstmorde nach dem Kriege in Deutschland ansieht (es haben sich 1925 von 100 000 Lebenden 24, 1926 sogar 26 Menschen selbst getötet), dann merkt man, daß auch heute in Deutschland viele der gleichen Ansicht sind. Jrgend ein Leid, und sei es das leichteste innerer oder äußerer Art bringt sie heute bei dem geringen Halt, den die Menschen an inneren Gütern haben, schon dazu, Hand an sich zu legen.

Was sagen die Christen dazu? Besonders, wenn uns immer entgegengehalten wird, ja jeder Mensch hat doch das alleinige Verfügungsrecht über seinen Körper und kann diesem also auch ein Ende machen, wann und wie er will? Nun, da denken wir Christen aber anders, wir sind nicht so ohne weiteres Herren über unseren Körper und das Leben. Wir sehen sie beide als Gabe und anvertrautes Pfund unseres Gottes an und sind ihm darüber Verantwortung schuldig. Gott hat uns das Leben gegeben, damit wir es zu seiner Ehre vollenden. Wir dürfen es von uns aus nicht willkürlich abkürzen. Nicht wir, sondern Gott allein weiß es, wann die Zeit der Heimkehr da ist. Wir können ja auch nie ganz sicher etwa bei einem Kranken oder Leidenden sagen, daß sein Zustand ganz hoffnungslos sei, denn wir haben ja immer wieder Fälle erlebt, daß Menschen, von denen wir das sagten, wieder gesund wurden. Wir müssen die Zeit der Heimkehr durchaus Gott überlassen. Und was wissen wir, was Gott mit unserem Leben noch vor hat! Es ist eine Torheit für einen Christen von Selbsterlösung durch den Selbstmord zu sprechen. Wir kennen auch hier keine Selbsterlösung. Ein Christ hat es zu beherzigen: „meine Zeit steht in deinen Händen, o Gott!“

Eltern und Kinder.

Von Anna Ratterfeld. (Nachdruck verboten.)

4. Kranke Elternliebe.

Was ist das doch für ein Jammer, daß Kinder auch unter der Liebe ihrer Eltern schwer leiden, ja daran zugrunde gehen können! Natürlich ist das eine falsche Liebe, eine Liebe, die doch „das Ihre sucht“, indem sie sich nicht zu dem festen „Nein“ aufraffen kann, das bei jeder Erziehung manchmal gesprochen werden muß, oder die aus innerer Weichheit um der Tränen und Klagen des Kindes willen sich scheut, zu der heilsamen Rute zu greifen.

Solch eine falsche Liebe ist für kranke Kinder noch viel verhängnisvoller als für gesunde. Ein gesundes Kind kann wohl zuweilen auch trotz des Versagens der Eltern durch eigene Willenskraft gefährliche Anlagen des Charakters überwinden. Aber dem krankhaft veranlagten Kinde mit überreiztem Nervensystem fehlt diese Kraft. Da hat es noch weit mehr den Rückhalt an einer liebevollen, aber doch unbedingt festen Erziehung nötig. Wo der versagt, da überwuchern die krankhaften Anlagen oft in erschreckender Weise, und das arme Kind steht völlig haltlos im Leben da.

Und da tritt mir wieder die Geschichte des armen Berthold vor die Seele, der an solch einer falschen Liebe seiner Eltern gecheitert ist.

Als kleines Kind war Berthold nach einer schweren Krankheit epileptisch geworden. Die Eltern waren völlig halt- und rasselos, fuhren zu Ärzten und Kurpfuschern, versuchten eine Kur nach der andern, aber taten nur das einzige nicht, was dem armen Kind hätte helfen können: ihn in die sinngemäße Behandlung und Erziehung einer Anstalt zu bringen.

Bertholds Leiden nahm von Jahr zu Jahr zu. Und je mehr er zunahm, desto mehr verwöhnten und verweichlichten die Eltern ihn. Mengstlich hielten sie jede Arbeit, jede körperliche Übung, die ihm nur gut getan hätte, von ihm fern. Lernen tat er nur, soviel es ihm gerade beliebte. Jeder Wunsch in Bezug auf Essen und Trinken, und wenn es auch der törichtste war, wurde ihm erfüllt. Wenn Berthold schlafen wollte, sprach die ganze Familie nur im Flüsterton und hielt ängstlich jedes Geräusch vom Schlafzimmer fern. Ja, auch eine verwandte Familie, die auf der anderen Seite des Hauses wohnte, bequeme sich dem an.

Berthold war so daran gewöhnt, daß er der Mittelpunkt des Hauses war, und alle Rücksicht auf ihn nahmen, daß er diese Rücksicht immer mehr zu fordern anfing. Er geriet außer sich, fing haltlos zu schluchzen an, wenn jemand laut in seiner Umgebung sprach oder eine Tür mit Geräusch zugeschlagen wurde. Selbst lautere Schritte im Flur konnten ihn außer sich bringen. Statt daß die Eltern ein wenig Selbstüberwindung von ihm forderten, zerfloßen sie vor Mitleid mit ihrem armen Jungen und bestimmten die Hausgenossen, immer mehr Rücksicht auf seine Wünsche und Launen zu nehmen.

Infolge dieser unverständigen Erziehung entwickelte sich bei Berthold neben der Epilepsie eine ganz ausgesprochen hysterische Anlage. Immer häufiger traten fixe Ideen bei ihm auf, besonders in bezug auf Krankheitsercheinungen am eigenen Körper. Weil dem nicht entgegengetreten wurde, sondern er nur darüber bemitleidet, so setzten sich diese Ideen unausrottbar fest.

Eines Tages verließen die Verwandten die Nachbarwohnung und neue Mieter mit einer großen Kinderschar zogen ein. Viele kleine Füße liefen die Treppe auf und ab, Kinderstimmen waren im Flur zu hören. Es ging nicht immer gerade sehr leise dabei zu. Berthold geriet außer sich. „Sie sollen leise sein!“ schrie er. „Der Lärm regt mich auf!“ Der Vater ging hinüber und bat die neuen Nachbarn, doch Rücksicht auf sein krankes Kind zu nehmen. Er fand wenig Entgegenkommen. Es ist ja auch ein Un Ding, daß lebensfrische Kinder ein Gelübde des Schweigens um eines hysterischen Jungen willen ablegen sollten. Mit Berthold wurde es immer unerträglicher. Er bekam Schreikrämpfe, an denen er fast erstikte. Seine Wutausbrüche beim Anblick der Kinder waren kaum zu zähmen.

Da mußten sich die Eltern entschließen, ihn nach Bethel zu bringen. Es war für sie ein furchtbar schwerer Schritt, sich von dem Kinde, an dem ihr Herz in einer so unverständigen Liebe hing, und das all die Jahre den Mit-

teltpunkt ihres Lebens gebildet hatte, zu trennen. Aber es gab keine andere Möglichkeit.

Es hat lange gedauert, bis man durch Liebe und Mühe und Geduld den Jungen dahin gebracht hat, sich in das Anstaltsleben zu fügen. Als er sich schließlich ein wenig eingelebt hatte, hoffte man, daß er die Schule der epileptischen Knaben besuchen, und es zur Erlernung eines Handwerks bringen könnte, da er nicht allzu schwere und zu häufige Anfälle hatte. Aber schließlich zeigte es sich doch, daß sein Zustand schlimmer war, als man gedacht hatte. Die Haltlosigkeit brach, besonders nach jedem Besuch der Eltern, immer wieder durch; die Wahnvorstellungen waren kaum mehr zu beeinflussen, so daß man ihn schließlich in das Haus der geisteskranken Epileptischen bringen mußte.

Dies Schicksal hätte dem armen Jungen erspart bleiben können, wenn die Erziehung ihm bezeiten geholfen hätte, die kranke Anlage zu überwinden und ihm durch eine unvernünftige Bewöhnung und Verzärtelung nicht jede Widerstandskraft genommen, ja das Kranke geradezu großgezogen worden wäre.

Unverrufen.

Auch von solchen, die sich christlich nennen, kann man dieses Wort hören, wenn sie von ihrer guten Gesundheit oder sonst von erfreulichen Verhältnissen oder Zuständen berichten können. Man glaubt dieses Wort harmlos und scherzhaft aussprechen zu können und gibt sich nicht Rechenschaft, wie gefährlich und ins Innerste unseres Lebens und Glaubens hineingreifend diese Gewohnheit ist. Es ist dieser Aberglaube, der dieses Wort geschaffen hat. Wer nicht gründlich mit solchen Gefühlskräften in seinem Innern aufräumt, soll sich nur nicht einbilden, daß er in einer klaren und lebendigen Herzensverbindung mit Gott stehen kann. Mit einer solchen ist die Seelenhaltung, die das Wort „unberufen“ aussprechen läßt, schlechterdings unvereinbar.

Welch eine erbärmliche Rolle wird da Gott zugeteilt! Da spukt die heidnische Vorstellung vom „Reid“ der Götter, den man nicht wecken dürfe. Was ist das für ein Gott, den man nicht aufmerksam machen darf, wie gut es einem geht, sonst nimmt er dem Menschen das Gute weg? Ist das der freundliche Gott unseres evangelischen Glaubens, dessen Güte ewiglich währet? Das Beste, was man noch zur Entschuldigung anführen könnte, wäre, daß man sich vor Uebermut im Glück hüten wolle und man damit andeute: man wolle stets gewärtig bleiben, daß es auch wieder anders gehen könnte.

Das Gefährliche beim Gebrauch dieses Wortes ist, daß es Gott die Ehre nimmt, und daß es den Dank gegen Gott verkümmern läßt. Welch ein Unterschied, wenn ich sage: „Wir waren diesen Sommer alle gesund — dem Herrn sei Dank!“ Das „Gott sei Dank“ ist leider schon so abgegriffen und entleert, daß es zu nichts verpflichtet und meist weder ein Bekenntnis noch einen wahrhaften Dank enthält. Aber immerhin steht das Wort „Gott sei Dank“ noch viel höher, als das „Unberufen“. Nein! Nicht „unberufen“ sollst du deine Gesundheit, dein gesichertes Brot, deine freundlichen Verhältnisse lassen, berufen sollst du sie täglich und stündlich! Dankend und lobend sollst du dich der Gaben deines Gottes freuen! Die Güter deines Lebens sind ihm nicht nur so aus Versehen durchgerutscht, und du darfst nicht so tun, als wäre das ein blinder Zufall. Du mußt nicht die schätzbare Rolle jener spielen, welche es sich nie anmerken lassen wollen, wie gut sie es haben. Du darfst nicht Gott als einen Mißgünstigen hinstellen, dessen normales Handeln es ist, den Menschen Pein zu bereiten. Im Gegenteil: rühmen sollst du dem Nächsten gegenüber, was Gott an dir getan und noch tut. Dann wird dem andern auch das Herz warm, er faßt auch wieder Vertrauen und schöpft Hoffnung. Möglichst „unberufen“ soll der Christ das Ueble lassen und „berufen“ alles Gute! Wenn Gott seine Ehre bekäme in den Geprüften der Leute, wenn der Dank nicht so verkümmert wäre, dann würden auch die Unterhaltungen der Menschen miteinander sich nicht immer nur um das eigene liebe Ich drehen und nicht deshalb meist gar so „jämmerlich“ ausfallen.

Herzogswalder Pfarrhausgeschichten.

VI. Der Klagepfarrer Georg Fabrizius.

Die beste Beruhigung war die bald folgende Kgl. Mitteilung, daß Kandidat Michael Lungwitz als neuer Adjunkt für Herzogswalde am 3. April 1724 in Saalfeld vom D. Pauli ordiniert war. Am Sonntag Misericordias Domini hielt er seine Antrittspredigt. Fabrizius hatte wieder einen Gehilfen.

Armer Klagepfarrer, du durftest dich nie lange freuen. Es kam anders, als du gedacht.

Lungwitz wohnte im Pfarrwitwenhaus. Er wollte doch auch leben, und zum Leben braucht man Geld. Der alte Pfarrer wollte es nicht recht herausrücken. Es gab ärgerliche Reibereien wegen der Stolgebühren bei Trauungen und Beerdigungen. Wie oft mußte Baldriantee helfen. Auf die Dauer nützte er nicht mehr. Der alte und junge Seelsorger hatten sich gegeneinander so verrannt, daß schließlich von Regierung wegen der Zank geschlichtet werden mußte.

Nun begann auch noch Unwetter den alten Mann zu erschrecken und verstören. Wir lesen in der Kirchenchronik: „Anno 1732 den 28. Mai, als Mittwoch abends um Neune, hat das liebe Donnerwetter in den hiesigen Waltersdorfschen Kirchenturm zweymahl nacheinander eingeschlagen, wobei der allerhöchste Gott in Gnade abgewandt, daß, nachdem der Ständer von oben bis unten an dem Schülerchor gespalten und oben an dem Chor angefangen zu brennen, das Feuer durch den andern Schlag gedämpft worden, das Kennzeichen ist an den Sparrenständern zu sehen. So ist dem Allerhöchsten Gott viel tausendmal zu danken, und die unbeschreibliche Güte zu bewundern, daß durch den zwiefachen Donnerschlag die Glocken unverfehrt geblieben!“

Das Leben wurde immer beklagenswerter. Das Alter drückte, und der Aerger fraß; trotzdem wurde der Klagepfarrer 70 Jahre alt. Er erlebte noch das Jahr 1736. Die rote Ruhr schlich durch die Gemeinden. Am 10. April schloß der Tod die Lippen des Georg Wilhelm Fabrizius. — Lungwitz, der nun alleiniger Pfarrer war, schrieb ins Totenregister: „Herr mein Gott, gib ihm die himmlische Freude, die ihm von Herzen wünscht dessen Nachfolger.“ So hatte er Frieden gemacht mit seinem wunderlichen Altpfarrer. Das Jahr war schwer. 73 Mal läutete das Sterbeglöcklein im Kirchspiel. Nur 5 Monate war der ehemalige Adjunkt Pfarrer. Am 14. September läutete ihm die Sterbeglocke. Der gute Hirte hatte beide Schäflein bei sich vereint. In der Kirche wurde er beigelegt.

Eine seltsame Insel.

Vor nicht sehr langer Zeit konnte man in verschiedenen Tageszeitungen von einer seltsamen Insel höchst seltsame Dinge lesen. Da sollten sich die Zustände seit 1100 Jahren nicht geändert haben und diese Zustände sollten höchst ungemüthlicher Art sein, zumal da sich die Insel nicht zivilisieren lasse und weder Christentum noch Islam bisher habe festen Fuß fassen können. Wer aber hätte gedacht, daß diese Insel Nias heiße! Also eine Insel des holländischen Kolonialbesitzes in Indien, auf der seit 60 Jahren rheinische Missionare arbeiten. Aber vielleicht arbeiten diese eben ohne jeden sichtbaren Erfolg. Das könnte nur einer übersehen, der eben nie dort war und sein Wissen aus einem Jahrzehnte alten Buche geschöpft hat. Wer auch nur einmal kurz den Hafenplatz Guanny Sitoli betreten hat, dem müssen Christen begegnet sein, denn zu der dortigen Christengemeinde gehören fast 9000 Seelen! Von den etwa 140 000 Inselbewohnern sind heute 90 000, also der größere Teil schon Christen geworden (65 000) oder sie sind als Tausbewerber für den christlichen Unterricht eingeschrieben (25 000). Davon muß man wahrhaftig etwas merken in einem Land, das nicht größer ist als der Regierungsbezirk Düsseldorf. Sonst müßte ein Reisender ja blind sein. Auf Nias ist es zudem nicht schwer, den Heiden und den Christen schon von weitem zu unterscheiden: der Heide geht mit nackten Beinen, der Christ zieht Hosen an! Im Lande selbst fällt der Unterschied zwischen Christendorf und Heidendorf auch dem oberflächlichsten Beobachter auf. Es wird aber im Innern des Landes, im abgelegensten Winkel kaum noch

ein Dorf sein, wo man nichts von der huku Lowalangi, der Gottesjache oder dem Gottesweg gehört hätte.

Der Missionsfreund ist also anders berichtet über diese „seltsame Insel“. Unsere evangelischen Gemeinden wissen doch wohl etwas besser Bescheid als jene Tageszeitungen. Wie viel ist ihnen erzählt worden von der Erweckungsbewegung, die vor 10 Jahren schon durch die 10 Hauptstationen und 154 Filialgemeinden hindurch gezogen ist in immer neuen Wellen und die überall hin neue Lebensantriebe getragen hat. Ihr verdanken wir auch die rasche Ausbreitung des Christentums im letzten Jahrzehnt. Um die Jahrhundertwende 4000 Christen, heute das sechzehnfache. So sieht es also auf der Insel aus, die sich nicht zivilisieren läßt!

Ja, es hat eine Zeit gegeben, wo man glaubte, diese wilde Bevölkerung von Kopfschnellern und Sklavenjägern lasse sich weder zivilisieren noch christianisieren. Ein holländischer Beamter hat im ersten Jahrzehnt der Arbeit der Missionsleitung den Rat gegeben: „Rufen sie ihre Missionare zurück, die Arbeit ist aussichtslos; der Niasser hat nur Sinn für Gold, Schweine und Köpfe!“ So trat es jedem entgegen, der mit dieser Inselbevölkerung vor 50 Jahren in Berührung kam: ein durchaus nur auf materielle eingestellter Sinn, Herrschsucht und Grausamkeit bei den allgewaltigen, goldgierigen Häuptlingen, Stumpfsheit, Rohheit, Gleichgültigkeit bei der unterdrückten Bevölkerung. Die allermeisten fristeten nur kümmerlich ihr Leben. Häuptlings- und Gözenfeste waren Höhepunkte darin; stundenlang konnte die Menge auf dem Dorfplatz ausharren, bis das Fleisch der Schweine in den Töpfen gar war und jeder sein Häppchen, nach Rang und Würde abgestuft, ergatterte! Auch der Leichenschmaus war solch ein Fest. Schon wochenwar es Dorfgespräch, wie viel Schweine wohl geschlachtet würden, wenn Balugu so und so — der Tigerähnliche, der Neunflammige, der die Sonne auf den Händen trägt, und wie die hochtrabenden Namen alle hießen — seinen Atem von sich gebe!

Ein friedliches Volk! Die Dörfer hallten wieder von Krieg und Kriegsgeschrei, und die Dorfkriege zogen sich durch ganze Geschlechter hin und beunruhigten nicht nur fort und fort die Menschen, sondern rieben ganze Sippschaften und Stämme auf. Allenthalben hatte man die Kopfschneller, die emali, zu fürchten. „Die emali kommen“, damit suchte die niasische Mutter ihr schreiendes Kind zum Schweigen zu bringen, denn emali, das bedeutete Furcht und Schrecken. Wie mancher Niasser ist von ihnen im Feld oder im Urwald überfallen worden, wie manche Dörfer wurden von ihnen ausgemordet. Mit den Köpfen als Siegeszeichen und als wertvolle Beute zogen die Unmenschen ab. Ein Menschenkopf brachte Geld ein. Wo ein Häuptling einen Goldschmuck gefertigt hatte, brauchte er einen Kopf, um ihn zu weihen; wer ein Haus baute, setzte den ersten Pfeiler auf einen in der Erde vergrabenen Menschenkopf. Warum das? Hier liegt eine Wurzel des heidnischen Seelenglaubens bloß: wer den Kopf hat, der hat auch die Seele des Menschen zu seiner Verfügung. Der Geist des Ermordeten ist nun Sklave im Haus und kann es vor bösen Einflüssen bewahren. Seelenglaube ist die Religion des Niasers. Von den verstorbenen Vorfahren hängt alles Glück oder Unglück der Nachkommen ab. Darum muß man diesen abgetriebenen Seelen fort und fort Opfer bringen. Vor den Häusern stehen oft überlebensgroße Ahnenfiguren aus Holz oder Stein; im großen Mittelraum des Hauses aber sind die eigentlichen Heiligtümer aufgestellt, die adu satna, die Ahnengötzen. In jeder dieser Holzfiguren wohnt die Seele eines Verstorbenen, und von ihnen hängt also Wohl und Wehe der Hausbewohner ab. Daher die unaufhörlichen Opfer, durch die man sie günstig zu stimmen sucht, die Gefänge und Gebete, in denen man sie preist und ihren Segen erbittet. Es ist unglaublich, was solch ein Häuptlingshaus der alten Zeit an Gözen aller Art — denn Legion ist ihre Zahl — beherbergen konnte.

Kein Wunder, daß die Arbeit unter diesem Volk jahrzehntelang beinahe aussichtslos erschien. Der Hauptwiderstand kam von den allgewaltigen Häuptlingen. Sie fürchteten für ihre Macht und ihren Einfluß. Mit Recht. Von außen her waren sie auch nicht zu überwinden. Es mußte von innen kommen. Die inwendige Kraft des Evangeliums wirkt aber nicht wie ein Zauber. Sie braucht Zeit. Im

dritten Jahrzehnt der Arbeit verspürte man davon bereits kräftige Wirkungen. Langsam aber stetig hatte sich die Evangeliumsverkündigung den Weg quer durch die Insel gebahnt. Da und dort war über einen Starren der Stärkere gekommen: stolze Häuptlinge hatten sich gebeugt und waren auf die huku Lowalangi, auf den Gottesweg getreten. Mancher, der den Schwur getan, daß er in seinem ganzen Leben keine „Hosen anziehen“ werde (s. o.), hat es schließlich doch getan, hat seine Götzen aus dem Hause geworfen und sich dem guten Gotteswort freiwillig unterworfen.

Wo die Häuptlinge einen solchen Schritt taten, da folgten auch ihre Untertanen nach, oft nur allzurash. Religion ist eben bei den braunen Heiden der indischen Inseln in erster Linie Stammesache. Wenn das Oberhaupt im alten Wesen beharrt, wagt nur selten ein Untertan den Schritt vorwärts. Wer es wagt, tut es sicherlich aus innerem Drang und in der Hoffnung auf Schutz und Schirm durch die Mission, die immer der Anwalt der Schwachen, Vergewaltigten, Unterdrückten sein wird, wenn sie auch nie und nirgends politisch Schutz gewähren kann. Dem Eingeborenen aber genügt das Vertrauen zu dem Missionar und seiner selbstlosen Arbeit. So ist trotz aller Hindernisse das Werk auf Nias gewachsen. Es ist unter viel Druck und Not gewachsen, und das war gut. Auf die Erstlinge kommt unendlich viel an. Die niasischen Erstlinge waren Christen nicht dem Namen und dem äußeren Schein nach, sondern in der Tat und Wahrheit. Wenn wir an die ersten Jahrzehnte zurückdenken, so kommen uns Namen in den Sinn wie Ama Mandrarga von Dahana, wie Jetero von Jodoro, den man den freiwilligen Evangelisten des Westens genannt hat; wo dort ein Fortschritt des Evangeliums herbeigeführt wurde, da war er mit beteiligt. Dann die Priesterin Kohiduha, der Gott den Sinn erleuchtete und das Herz auftat wie jener Lydia, so daß ihr viele folgten auf dem Christenweg. Sie und viele andere haben als Leuchten Gottes an ihrem Platz gestanden und der heidnischen Umgebung gezeigt, wie frei von Geisterfurcht ein Christ sein Leben führen darf.

Wo der Christenglaube Einfluß gewinnt unter einem Volk, da bringt er auch alles Edlere, Zartere im Volkscharakter zur Entfaltung. Die Niaser zeigten in alten Zeiten so viel Rohes und Graufames, daß man froh sein mußte, wenn es dem Evangelium gelinge, Sitten und Gebräuche zu ändern und zu mildern. Wer hätte gedacht, daß dieses ehemalige Volk der Kopfschneller in der christlichen Zeit eine Erweckung erleben könnte. Das hat die heuschafende Kraft des Evangeliums zustande gebracht. Nie wird alles das zur Frucht, was in Erweckungszeiten blüht. Aber viele Christen und Christengemeinden auf Nias zeigen doch ein anderes Bild als früher. Da sind nicht nur oberflächlich Christen gewordene Gemeindeglieder; diese „christianisierten Heiden“ findet man freilich überall. Aber in allen Gemeinden begegnen wir einem Kern von wirklich erneuerten Menschen, die das, was sie sind, mit Ernst und Bewußtsein sind. Die Hauptjorge der Missionsleitung ist heute die: wie sollen wir bei der sinkenden Zahl von Arbeitskräften die großen Scharen von Taufbewerbern pflegen? Seelenpflege tut not. Dazu gehören zwei Dinge: Zeit und Menschen. Weil uns Menschen fehlen — darum fehlt auch die Zeit; der einzelne Arbeiter ist überlastet. Die Rheinische Mission geht der Hundertjahrfeier entgegen. Wir wüßten ein schönes Jubiläumsgeschenk für sie: daß sie ihre Missionsarbeit wieder treiben dürfte ohne Hemmung und Beschränkung, vor allem auf dem vielberühmten Missionsfeld der Insel Nias.

Missionsinspektor Mundle.

Kalenderbrief.

- 20. August: Bernhard von Clairvaux † 1153
- 21. August: 1. Mission der Brüdergemeinde 1732
- 22. August: Gründung des Roten Kreuzes 1864
- 23. August: Großbeeren 1813
- 24. August: Bartholomäus
- 25. August: Herder 1744

Mein lieber Willfried!

An Bernhard von Clairvaux, dem bedeutendsten katholischen Geistlichen des zwölften Jahrhunderts, kann man deutlich sehen, wie ein Mensch bleibende Werte

zu schaffen glaubt, die aber dann doch alle versinken. Was aber ein Mensch an inneren Werten schafft, bleibt und wirkt sehr lange fort. Bernhard von Clairvaux hatte ein bewegtes und wenig ruhiges Leben. Der von ihm mit Begeisterung gepredigte zweite Kreuzzug endete mit einem schweren Mißerfolg. Sein unberechtigtes Eingreifen bei der Papstwahl brachte einen unrechtmäßig gewählten auf den Papstthron. Seine eigentliche Bedeutung liegt in seiner Frömmigkeit, die im ganzen Mittelalter und darüber hinaus besonders auf Luther wirksam geliebt ist. Seiner Frömmigkeit Kernstück ist die Liebe zu dem „Haupt voll Blut und Wunden“, dem zu Ehren er so manches Lied gesungen. Und auch ihm ging schon manche Erkenntnis auf, die dann später Luther deutlicher aussprach. So zum Beispiel wenn Bernhard schreibt: „In Verdienst ist Gottes Barmherzigkeit. So lange Gott sich meiner erbarmt, so lange fehlt auch mir das Verdienst nicht. Was tut es, wenn ich mir vieler Sünden bewußt bin? Wo die Sünde groß geworden ist, ist die Barmherzigkeit noch größer. Herr, deiner Güte Gerechtigkeit will ich allein gedenken, denn deine Gerechtigkeit ist auch die meinige.“

Neben der starken innerlichen Art erfüllte den Mann ein großer Trieb, das Evangelium weiterzubringen. Er sorgte in seltener Weise für die Verbreitung des Christentums in allen Ländern. Es bleibt aber eine der merkwürdigsten Tatsachen in der Kirchengeschichte, daß nach seiner Zeit, die von einem gewaltigen Missionswillen erfüllt war, der Missionsjinn stirbt. Der Wille zur Mission wurde auch durch die Reformation nicht neu belebt. Die Wucht der Not und der Aufgaben in der Heimat versperrten den Blick in die Weite der Heidenwelt. Erst die Jesuiten begannen in China zur Zeit der Gegenreformation wieder neu zu werben. Auf evangelischer Seite war es der Tatendrang der Frommen von Halle und Herrnhut, die sich zunächst der Heidenmission annahmen. Während von Halle aus August Hermann Francke seine Missionare nach Ostindien sandte, sorgte Herrnhut sich um Westindien und Grönland. Bald treibt die Brüdergemeinde auch in Nordamerika und anderen Ländern missionarische Arbeit. Es bleibt für Menschenaugen ein Wunder, daß eine „kleine Kraft“ wie die Brüdergemeinde zu solch großer Arbeit berufen wurde und sie auch ausführt.

Was das Rote Kreuz ist, das weißt du ja genau. Es ist 1864 in Genf gegründet worden. Es hat sich zur Aufgabe gemacht, sich besonders für die Pflege krankter und verwundeter Soldaten im Kriege einzusetzen. Im Frieden macht es sich die Hilfeleistung bei besonderen Notständen zur Aufgabe. Wie wichtig diese Vereinigung ist, wissen wir vom letzten Kriege her, wo mancher Soldat elend verblutet und umgekommen wäre, wenn nicht die Einrichtung des Roten Kreuzes gewesen wäre. In den Kriegen um 1813 mußte jede Partei sehen, wie sie auf gute Art ihre Verwundeten rettete und mit sich führte. Ich kann mir zum Beispiel denken, daß das in manchen Schlachten des Befreiungskrieges nicht leicht gewesen ist.

So wohl auch in der Schlacht bei Großbeeren. Es war am Abend des 23. August. Der Regen stieß in Strömen, der französische Marschalludinot marschierte mit aller Wucht auf Berlin und seine Vorposten standen bereits vor den Toren der Stadt. Da warf sich der preußische General Bülow an der Spitze seiner Abteilung mit wildem Hurra auf das Dorf Großbeeren, in dem Franzosen sich eingesezt hatten. Wie ein wilder Sturm zog der Kampf durch die Dorfgassen. Wie mag es da wohl mit den Verwundeten geworden sein?

Lepzin schrieb ich Dir schon, wie erstaunlich viele Männer Ostpreußen unserem Volke geschenkt hat. Zu den größten gehört ohne Zweifel der in Mohrungen geborene Johann Gottfried Herder. Herder wirkte zunächst als Pfarrer in Riga, dann in Bückeburg, zuletzt war er Generalsuperintendent in Weimar. Er war einer der ersten Vorkämpfer gegen die verstandesgemäße Aufklärung. Die Kräfte der Natur, des Gefühls und der Religion führte er gegen die Vernunftbildung ins Feld. Mit großer Freude und Leidenschaft hat er sich für die reine Menschlichkeit eingesetzt, die er seiner Auffassung nach in der Religion unseres Heilandes sich erfüllen sah.

Bartholomäus? Man weiß nicht recht, welcher Heilige an diesem Tage gemeint ist. Wahrscheinlich ist es

der Apostel Bartholomäus, der wiederum mit Nathanael aus dem 1. Kapitel des Johannesevangeliums gleichzusetzen ist. Man sieht ihn auf Bildern mit einem Messer in der Hand, ja manchmal sogar auch mit der damit abgezogenen Haut über dem Arm. Er soll auf diese grausame Art hingerichtet worden sein. Für euch Landleute ist sein Tag von besonderer Bedeutung. Das Wetter am Bartholomäusfest soll entscheidend sein für den ganzen Winter. „Gewitter an Bartholomä bringen Hagel und Schnee“. Ob's wahr ist, ich weiß es nicht.

Ich habe übrigens das Empfinden, daß Du mein Urteil über Friedrich den Großen im letzten Kalenderbrief für nicht ganz recht angesehen hast. Ich scheine auch tatsächlich daneben gegriffen zu haben. Um mein vorschnelles Urteil wieder gut zu machen, habe ich unseren Schriftleiter gebeten, eine Begebenheit aus dem Leben Friedrich des Großen, die ich in diesen Tagen fand, abzudrucken. Daran wirst Du Dich sehr freuen; Dein

Gottfried.
hat es bereits getan.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Neuheide.

Sonntag, den 19. August, 9,30 Uhr Gottesdienst; 11,30 Uhr Kindergottesdienst.

Getraut: 1 Knabe, 2 Mädchen.

Getraut: Käserreisiger Georg Reinhard Penner in Tiegenhof mit Maria Roja Janghauser in Gr. Wickerau.

Die Gemeindegewesener Elisabeth ist bis Anfang September beurlaubt; die Diakonissenstation Neuheide ist bis dahin geschlossen.

Am nächsten Sonntag, nachm. 2 Uhr ist Gottesdienst in der Schule zu Hatendorf; darauf werden Anmeldungen zur kirchlichen Wählerliste angenommen.

Der Gemeindekirchenrat Pfr. Ullmann.

Pr. Mark.

In der letzten Sitzung des Gemeindefkirchenrats ist der Wahltag für die kirchlichen Neuwahlen zum Gemeindefkirchenrat und zur Gemeindevertretung auf Sonntag, den 18. November festgesetzt worden. Die Anmeldefrist für die Eintragung in die kirchliche Wählerliste soll vom 2. bis 15. September d. Jz., die Auslegungsfrist für die kirchliche Wählerliste soll vom 16. bis 21. September d. Jz. dauern.

Wählen und gewählt werden können nur diejenigen, welche sich in die kirchliche Wählerliste haben eintragen lassen. Sämtliche Gemeindeglieder, welche sich in den vergangenen Jahren noch nicht in die Wählerliste haben eintragen lassen, werden hiermit aufgefordert, sich innerhalb der Anmeldefrist vom 2. bis 15. September d. Jz. mündlich oder schriftlich zur Eintragung in die kirchliche Wählerliste anzumelden. Die Anmeldung nimmt der Vorsitzende des Gemeindefkirchenrats, Pfarrer Holland, entgegen. Bei diesem sind auch Vorbrücke zur schriftlichen Anmeldung zu haben.

In der letzten Sitzung der kirchlichen Gemeindevertretung sind folgende erwähnenswerte Beschlüsse gefaßt worden: Für die Kostenbestreitung der Instandsetzungsarbeiten in der Kirche und die Elektrifizierung der Organistenwohnung soll nötigenfalls ein Darlehen bis zur Höhe von 3600 Mk. aufgenommen werden. Die näheren Verhandlungen werden dem Gemeindefkirchenrat überlassen. — Ferner soll um die Kirche eine sachgemäße Drainage gelegt werden. Die Gemeindevertretung steht auf dem Standpunkt, daß ohne Legung einer ordentlichen Drainage die gesamten Schwammverteilungsarbeiten in der Kirche nicht vollkommen durchgeführt würden. Das Preussische Hochbauamt soll von diesem Beschluß baldigst in Kenntnis gesetzt werden.

Sonntag, den 19. August, um 1,30 Uhr nachmittags Versammlung des Ev. Jungmännervereins im Pfarramtzimmer. Anschließend Sport-Lehrgang. — Solange nichts anderes bekannt gemacht wird, findet der Gottesdienst jeden Sonntag um 9 Uhr vormittags in der Schule Pr.-Mark statt.

Pomehrendorf.

Getauft: Gertud und Helmut Thiel (Zwillinge) aus Pomehrendorf, Elsa Dalewski und Fritz Fietkau aus Groß Stoboy.

Getraut: Hofbesitzer Gustav Dobrick aus Wolfsdorf-Höhe und Gertud Eimund aus Bollwerk B.

Gestorben: Altizerwitwe Anna Päsche geb. Hoffmann aus Gr. Stoboy am 27. Juli, 74 Jahre alt.

Gaben: Altargeschenk von 20 RM., ferner 1,50 Mk. aus Gr. Stoboy, beides zum Kirchenteppich. Herzlichen Dank. —

Gustav-Adolf-Vereinsf. Am 11. Sonntag n. Trin. dem 19. August, findet in unserer Kirche nachmittags 2 Uhr ein Gustav-Adolf-Vereinsfest statt. Festredner sind Herr Pfarrer von Ruhlberg-Elbing (H. Leichnam), der besonders von den Nöten der deutsch-evangelischen Glaubensgenossen in Rußland reden wird, und Herr Superintendent Dr. Schack, der die Schlußansprache halten wird. Herr Pfarrer von Ruhlberg ist ein genauer Kenner der russischen Verhältnisse, da er erst vor kurzem aus Rußland vertrieben worden ist. Die ganze Gemeinde wird zu dieser wichtigen festlichen Veranstaltung herzlich eingeladen. Am Vormitag findet nur Kindergottesdienst statt.

Der legt: Stoß. Jeder Mensch bekommt durch Unglücksfälle, Kummer, Verdruß, Verlust u. dergl. so viele Prüffe und Stöße in seinem Leben, daß er daran oft schwer zu tragen hat. Nun sollte man denken, daß man wenigstens nach dem Tode mit solchen Prüffen und Stößen verschont bleibt. Das ist leider nicht immer der Fall. Vielsach herrscht noch die Unsitte, beim Versenken des Sarges in die Gruft durch das Aufdrücken eines Spatens an den beiden Sargenden (manchmal auch nur an einem) zu einem guten Gelagen der Versenkung beizutragen, weil man meint, der Sarg könne sonst leicht das Gleichgewicht verlieren. Das ist aber ein ganz großer Irrtum. Es ist nur nötig, daß die Sargstränge möglichst nahe an die Füße des Sarges herangebracht werden und der Sarg gleichmäßig herabgelassen wird. Ich habe in Freystadt in 16 Jahren etwa 700—800 Begräbnisse vollzogen, aber niemals hat jemand in den schwebenden Sarg einen Spaten mit wichtigem Hieb hineingetrieben, um dem Sarg die Balance zu geben. Hier in Pomehrendorf ist man jetzt glücklicherweise auch schon so weit, daß man den häßlichen, jedes Zartgefühl verletzenden Spatenstoß meistens unterläßt. Nur hin und wieder kommt er noch infolge der Unkenntnis der betreffenden Personen vor. Hoffentlich gelingt in kurzem die völlige Beseitigung dieser ganz überflüssigen, unschönen Prozedur. Sehr überrascht war ich, als ich in einer Nachbargemeinde vertretungsweise eine Beerdigung zu vollziehen hatte und auch hier diese Unsitte kennen lernen mußte. Freilich schritt der Totengänger den Sarg zu versenken, stieß er mit wohlgezieltem, kraftvollem Stoß einen Spaten in das eine der Sargenden, weil er glaubte, auf diese unschöne Weise Hilfe leisten zu müssen. Was auf anderen Friedhöfen geschieht, geht mich nichts an; aber für Pomehrendorf möchte ich doch den Wunsch aussprechen, daß diese häßliche Unsitte gänzlich unterbleibt. Wahrscheinlich werde ich auf dem Pomehrendorfer Friedhof meine letzte Ruhestätte finden. Und da möchte ich doch bitten, daß man mich vor dem üblichen letzten Stoß bewahrt.

Bibellesestafel.

11. Sonntag n. Trin., den 19. August 1928.

Evangelien: Luf. 18, 9—14 und Luf. 7, 36—50; Episteln: 1. Kor. 15, 1—10 und Römer 8, 33—39; Altes Testament: Dan. 9, 15—18.

19. Aug. Psalm 147. Groß ist sein Nam' u. groß sind s. Werke.

20. Aug. Matth. 12, 46—50. Die Gottesfamilie.

21. Aug. Matth. 13, 1—9; 18—23. Glaubenshindernisse in dir.

22. Aug. Matth. 13, 10—17. Ein schmerzliches Rätsel.

23. Aug. Matth. 13, 24—30; 36—43. Regierungsg. himinisse

Gottes.

24. Aug. Matth. 13, 31—35. Das Wunder seines Sieges.

25. Aug. Matth. 13, 44—58. Alles oder nichts.

Zeitwarte.

Der sich als evangelisch bezeichnende Reichsminister des Innern, Herr Severing, hat in seinem Ministerium ein großes Aufräumen veranstaltet. Der frühere Minister v. Reudell, der aus der deutschnationalen Volkspartei kam, hatte zur Vorbereitung des Reichsschulgesetzes Frau Oberin v. Tilgung ins Ministerium berufen. Hier in Königsberg ist diese Frau mit ihren reichen Gaben und Erfahrungen auf allen Gebieten des Frauenschulwesens in besonders guter Erinnerung. Sie hat eine seltene Gabe, evangelisches Christentum mit reicher Wissenschaftlichkeit, wie man es bei einer Frau selten findet, zu verbinden. Um ihre Erfahrungen für das kommende Reichsschulgesetz nutzbar zu machen, hatte v. Reudell sie ins Ministerium berufen. Sie hat in diesen Tagen von Herrn Severing die Nachricht bekommen, daß ihre Tätigkeit am 1. August beendet sei. Das gleiche Schicksal hat er dem Ministerialdirektor v. Kameke bereitet. Das ist eine Entlassung, die den evangelischen Volksteil in Deutschland schwer trifft. Ministerialdirektor v. Kameke ist ein bewußt evangelischer Christ, der aus seinem Christentum nie ein Hehl macht und auch in seinen amtlichen Arbeiten kraftvoll dafür eingetreten ist. Wir Ostpreußen sind ihm heute noch dankbar, daß bei den vielen Begrüßungsreden auf dem Evangelischen Kirchentag 1927 in Königsberg seine Rede im Namen der Reichsregierung es war, die den innerlichsten und tiefsten Ton fand. Dieser Mann, der gleichzeitig als Verwaltungsbeamter nach Aussage vieler Blätter Großes geleistet hat, muß nun auch gehen.

Das zeigt, daß Minister Severing einen Kurs zu fahren gewillt ist, den wir als evangelische Christen niemals gutheißen werden. Ihm ist nicht die sachliche und persönliche Meinung eines Mannes für sein Amt entscheidend, sondern allein seine Parteizugehörigkeit. Es ist ein unerhörtes Vorgehen der zur Macht gelangten Sozialdemokratie in Preußen und im Reich, daß selbst sehr verdiente Männer, die sich keiner Partei angeschlossen hatten, weichen mußten, weil sie es nicht rechtzeitig verstanden hatten, sich einen sozialdemokratischen Ausweis zu verschaffen. Erst leztlich haben wir es bei einer Regierungsstelle in Ostpreußen erleben müssen, daß einer der tüchtigsten Verwaltungsbeamten, der parteipolitisch völlig neutral stand und von dessen Tüchtigkeit im Amt alle überzeugt waren, einem Sozialdemokraten weichen mußte.

Also von jetzt ab tun junge Männer, die etwas werden wollen, gut daran, sich vor allem einer Partei anzuschließen. Ob sie eine gute und ausreichende Bildung haben, ist völlig gleichgültig, die Hauptsache ist das Parteibuch. Und möglichst muß man natürlich eine solche Partei aussuchen, die augenblicklich die Macht hat. Das Günstigste ist also gegenwärtig: Zentrum oder Sozialdemokraten und Demokraten. Die unerhörte Bergewaltigung, die darin liegt, das ist, wogegen wir uns sträuben. Wir verlangen um des Gewissens und der Wahrheit willen für jeden die Möglichkeit, am Bau unseres Reichs mitzumirken, wenn er seine Gaben und seiner Fähigkeit nach dazu geeignet ist, ohne Rücksicht auf seine Parteizugehörigkeit. Wir würden den Satz auch unbedingt auf die Deutschnationalen u. a. anwenden, wenn sie die gleiche Taktik ausüben würden, wie sie jetzt üblich ist.

Neben diese unerfreulichen Dinge trat dankbar für viele Menschen unserer Tage das Sängerfest in Wien. Wir sind sonst nicht für Massentagungen und große Feste, dabei kommt selten etwas heraus. Und wenn man von dem ungeheuerlichen Bierverbrauch beim Sängerfest las, dann konnte einen das Grauen fassen. Wir wollen hoffen, daß die Tatsachen, an denen wir uns freuen, nicht auf eine alkoholische Begeisterung zurückzuführen sind. Wir denken dabei an die gewaltigen Anschlußkundgebungen. Selbst der sozialdemokratische Reichstagspräsident Loebe konnte nicht anders als einstimmen und im Namen aller Deutschen von dem Willen zur Einigung sprechen. Die französischen Zeitungen haben sich auch prompt über die gewaltigen Kundgebungen aufgeregt und ein Einschreiten des Völkerbundes gegen diese Kundgebungen verlangt. Aber diese sind unser gutes Recht. So wie der Völkerbund die Einigung in der Tschechoslowakei und in Italien nicht ausgehalten hat, so haben unsere ehemaligen Feinde kein Recht, die Einigung der deutschen Volksstämme aufzuhalten. Aber wir können nicht anders, als auch hier wieder feststellen: solange

von den Parteien so verantwortungslos gegen den Frieden im eigenen Lande gesündigt wird, solange hat es auch wenig Sinn, über die große Anschlußfrage zu reden.

Wir wollen dabei allerdings nicht verhehlen, daß wir Evangelischen auch Anlaß haben, die Anschlußfrage noch von einer anderen Seite anzusehen. Oesterreich ist überwiegend katholisch. Von dem Augenblick an, wo wir mit Oesterreich ein Reich bilden würden, ergäbe sich ein starker Stimmenzuwachs für die katholischen Parteien. Vielleicht haben deshalb die französischen Zeitungen recht, die für die Anschlußkundgebungen weniger uns Deutsche als den päpstlichen Hof verantwortlich machen. Die päpstliche Politik gehe darauf hinaus, Europa ein katholisches Herz zu geben. Wenn erst Mitteleuropa in Gestalt von Großdeutschland katholisch sei, dann sei es leichter für den Katholizismus gegen den evangelischen Norden und den abgefallenen Osten zu kämpfen, um auch sie in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Die amtliche Zeitung des Papstes hat zwar dieser Vermutung sehr bestimmt widersprochen. Doch ganz ohne Grund tauchen solche Vermutungen ja nicht auf. Aber selbst wenn sie ganz zu recht bestehen, brauchen wir Evangelischen deswegen noch nicht Gegner des Anschlusses zu sein. Wir haben es nicht nötig, ein Ersticken von der großen katholischen Zahl zu fürchten. Die entscheidenden Kämpfe im Geistesleben werden nie durch die Zahl, sondern immer durch den Geist selbst ausschlaggebend zu Ende geführt. Solange der Katholizismus mit Macht- und ähnlichen Mitteln gegen uns angeht, verliert er sein noch so schlaueingefädertes Spiel. Erst wenn er über uns Herr wird im geistigen Leben, dann haben wir Anlaß ihn zu fürchten.

So freuen wir uns der Anschlußbewegung. Es ist doch ein Zusammenschluß deutscher Volksbrüder, der ersehnt und erstrebt wird. Wir Evangelischen wollen unser Teil als Evangelische dazu tun, daß der Anschluß nicht eine Angelegenheit des katholischen Volksteiles bleibt. Wir können ja freudig feststellen, daß die Evangelischen in Oesterreich in kirchlicher Hinsicht den Anschluß bereits vollzogen haben. Es war auf dem vorjährigen Kirchentag in Königsberg, als die österreichische Kirche Augsburgischer Konfession feierlich sich dem Deutschen Evangelischen Kirchenbund anschloß. Von da aus ist es ja nur noch ein Schritt weiter, wenn der Anschluß sich auch politisch vollzieht.

Wir hoffen auch dabei von Herzen, daß der Gegensatz von Nord und Süd in unserem Vaterland nicht noch vertieft werde. Es war nicht schön, daß Bayern in der Richterstattung über seine häufigen Eisenbahnunfälle ein großes Maß der Schuld dem Umstand zuschob, daß die bayerische Eisenbahn in die Verwaltung des Reiches und damit in norddeutsche Hände gekommen sei. Man deutete an, die norddeutschen führenden Beamten vernachlässigten den bayerischen Teil. Ein häßlicher Vorwurf, der zudem nach Aussagen und Vorlagen des Generaldirektors der Reichsbahn völlig unberechtigt ist. Im Gegenteil, Bayern ist bevorzugt worden. Die Schuld bei den schweren Unglücksfällen liegt wohl zumeist an den ungenügenden Mitteln, die die Reichsbahn, die ja den Hauptteil der Kriegslasten zu tragen hat, für die technische Vervollkommnung der Sicherheitsanlagen zur Verfügung hat. Aber daß schon solche Zwischenfälle trennend sich zwischen die deutschen Stämme stellen können, das gibt zu denken. Wir werden noch durch manche Enttäuschung, durch manches gemeinsame Leid hindurchgehen müssen, wenn es wirklich wieder einmal kommen soll, daß es heißen darf: ein einig Volk von Brüdern.

Wie weit wir in Wahrheit von solcher Volkseinheit entfernt sind, zeigte die Feier des Verfassungstages. Wir müssen feststellen, daß er nur für einen Teil unseres Volkes, und nicht einmal für einen sehr großen, Anlaß zu wirklichem Feiern war. Aber auch da kam man über eine gewisse Bezwungenheit nicht hinaus. Wie sollte es auch anders sein? Wie kann eine Verfassung wirklich Anlaß zum Feiern geben, wenn sie jederzeit von unseren früheren Feinden in entscheidenden Fragen außer Kraft gesetzt werden kann! Der angebliche Friedensvertrag steht über unserer Verfassung. Darum sind wir heute mehr denn je von der Erfüllung der Verfassung entfernt. Wir haben weniger Grund zum Feiern als Anlaß zur Einkehr.

R. W.